

Bezugs-Preis für das vierteljährliche 2,50 M. ...

Halle'sche Zeitung.

Einzelge-Chefchen für die fünfzigste Heft-Zahl ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 16. Juni 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW. Bernburgerstraße 8.

Bei Li-Hung-Tschang.

Ein Reaktionsmitglied der „Post“ hatte gestern eine Unterredung mit dem chinesischen Botschafts-Li-Hung-Tschang, und entnehmen wir den Mittheilungen des genannten Blattes hierüber das Folgende:

„Ich kann mich dem nicht verschließen,“ sagte der Botschafts-Li, „dass bei Beginn des chinesisch-japanischen Krieges die deutsche Presse für Japan Partei ergriffen hat. Ich habe auch mit Ihnen Regierung sich davon hat überzeugen lassen, dass der anfänglich eingenommene Standpunkt nicht der richtige war. Die Ursache der Haltung Deutschlands ist aber leicht zu verstehen. Deutschland war nicht genügend über China und chinesische Verhältnisse unterrichtet. Der japanische Gesandte, Bismarck von Aoki, ließ sich seine Gelegenheiten, direkt und indirekt die öffentliche Meinung weiter für Japan zu gewinnen. Durch seinen persönlichen Beziehungen und seinen diplomatischen Erfahrungen ist ihm das auch im weitestgehenden Maße gelungen. Wir dagegen hatten keinen geeigneten Vertreter in Berlin, der auch unsere Interessen hätte wahrnehmen und überbringen Nachrichten über japanische Siege und Erfolge entgegennehmen können. Es lag theils an der Abwesenheit eines, bei verschiedenen europäischen Höfen beglaubigten Gesandten, theils aber auch daran, dass dieser die zweigleisigen energischen, rechtzeitigen Schritte nicht ernehmen hat, dass die europäischen Deutschlands mehr und mehr für Japan gewonnen wurden. Es hat mich das um so mehr überrascht, als eigentlich Japan's Schritte gegen uns nicht ritterlich gewesen ist. Japan hat uns stets seiner Freundschaft versichert. Wir dürfen nicht glauben, dass es eines Tages uns überfallen würde. Wir waren nicht gerüstet, weil wir Japan's Freundschaftsver sicherungen trauten. Das aber glaube ich, wird man gerade in Europa vollständig zu würdigen wissen. Niemand wird sagen können, Deutschland hätte 1870 Frankreich plötzlich überfallen und den unvorbereiteten Gegner zu Boden geworfen. Deutschland und Frankreich wüßten ganz genau, was sie einander zu halten hätten, und Jeder war gerüstet, als der Krieg ausbrach. Das ist aber in China nicht der Fall gewesen. Wäre China gerüstet gewesen, hätte Japan niemals als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sein, so wenig wie es in Zukunft im Stande sein wird, ähnliche Vortheile über uns zu erringen.“

Der Botschafts-Li kam im Laufe der weiteren Unterhaltung, während der er verschiedentlich Fingerringe umhergeben ließ, nochmals auf die Wichtigkeit einer guten Vertretung seines Reiches in Berlin zurück und versicherte auf meine Frage, ob China nach den gemachten Erfahrungen nicht daran dächte, eine besondere Vertretung in Berlin zu unterhalten, dass das allerdings höchstwichtig sei. China werde ungewisslich in Zukunft in Deutschland eine eigene, stehende Gesandtschaft unterhalten, wie das schon im Interesse der mannigfaltigen Beziehungen der beiden Reiche notwendig sei. Als einen Beweis dafür, daß bei geschickter Vertretung die Stimmung in Deutschland von Anfang an entschieden für China günstiger hätte sein müssen, wies Ex. Excellenz dann auf das Buch des früheren deutschen Gesandten in Peking, Herrn von Brandt, hin.

„Seit dem Augenblicke,“ meinte der Botschafts-Li, „wo dieses Buch erschienen ist und bekannt wurde, änderte sich die öffentliche Meinung in Deutschland. Erst hier, dann dort wurden Stimmen zu unseren Gunsten laut, bis man jetzt schon fast allgemein davon überzeugt ist, daß die Interessen Deutschlands in China weit größer sind, als in Japan. Durch die weitere Pflege besserer Beziehungen wird über diesen Punkt noch mehr Klarheit geschaffen werden können.“

Weber den Zweck seines Aufenthalts in Deutschland, der auf nahezu drei Wochen berechnet ist, sprach er sich dahin aus, daß er die großen industriellen Werke Deutschlands aus eigener Anschauung kennen zu lernen wünsche. Er werde in Berlin zunächst die Fabriken von Borsig und Lohse u. Co. und andere besuchen, dann nach Stettin, wo der Vulkan beschäftigt werden soll, und nach Essen fahren, wo die Krupp'schen Werke eingehend studirt werden dürfen, schließlich auch nach Hamburg und Köln gehen. Mit der Bemerkung, er werde sich freuen, mit Ihnen über die Eindrücke, die er in Berlin erhalten werde, noch einiges mitzutheilen, wurde die interessante Unterhaltung abgebrochen.

Deutsches Reich.

Li-Hung-Tschang empfing gestern den Besuch des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, Freiherrn Marschall von Bieberstein, der ihm im Auftrage des Kaisers das Großkreuz des Ordens Alexander's überreichte. Mittags um 1 Uhr fuhr auch der Reichstag, Fürst zu Hohenlohe, am Kaiserhof vor und verweilte längere Zeit beim Botschafts-Li.

Deutsches Reich.

Am Todestage des Kaisers Friedrich trafen der Kaiser und die Kaiserin gegen 9 Uhr früh vor dem Mausoleum in der Friedenskirche zu Potsdam ein und legten einen Kranz auf den Sarkophag des vor acht Jahren entschlafenen Kaisers. Dieser Kranz, über einen Meter im Durchmesser, war ganz aus weißen Blüten und weißen Nerven gewunden und mit einer langen, goldfarbenen weißen Atlasfahne versehen. Ein ebenso farbiger Kranz war von der Kaiserin Friedrich eingetroffen, auch Prinz und Prinzessin Heinrich, sowie der Erbprinz und die Erbprinzessin

von Meiningen hatten Kranzspenden niedergelegt lassen. Weitere Kranze waren von den Offizieren des Gardekorps und den Regimenten gesandt worden, deren Chef der verlebte Kaiser gewesen. Auch der Herzog des Prinzen Friedrich Carl, dessen Todestag ebenfalls gefeiert war, wurde auch mit Kranzen und Blumen geschmückt. Prinz und Prinzessin Friedrich Leopold erschienen persönlich und verweilten längere Zeit in der Gruft.

Der deutsche Botschafter Graf Münster in Paris empfing gestern den Gesandten des Protokolls, Mollard, welcher im Namen der französischen Regierung den Dank für die Beileidigungsbuchung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers sowie für die Theilnahme des Botschafters und der anderen Herren der Botschaft am Begräbniß Jules Simon's aussprach.

Beim Finanzminister Dr. Mügel findet am Donnerstag den 18. d. M. ein parlamentarische Abendunterhaltung statt.

Vom bürgerlichen Gesetzbuch. Die Gründe, die man in Regierungskreisen gegen die Vertagung der Berathung bis zum Herbst geltend macht, laßt der „Hamb. Kor.“ wie folgt zusammenfassen:

„Mit der Vertagung könnte man ja ganz einverstanden sein, wenn Hoffnung vorhanden wäre, daß im nächsten Winter der Bundesrat 3. B. in der Frage der Verfassungsmäßigkeit der Vereine zu weiteren Zugeständnissen bereit wäre, oder daß auch die mehr formellen als inhaltlichen Begründungen an das Centrum in Sachen des Familienrechts alsdann entbehrlich sein würden. In beider Hinsicht besteht aber nicht die geringste Hoffnung; bis zum Spätherbst wird der Bundesrat sich eben so wenig verändern wie der Reichstag selbst, und so kann man es den Nationalliberalen nicht verdenken, daß sie das Komromiß mit dem Centrum wenn möglich sofort in Sicherheit bringen wollen. Das ist allerdings selbstverständlich, daß die Erledigung dieser Vorlage in den nächsten Wochen unmöglich ist, wenn es nicht gelingt, einen beschlußfähigen Reichstag zusammenzubringen, nachdem Abgeordnete, Parteien in der Kammer angedrängt hat, die Herren Antikenten seien entschlossen, bei dieser Gelegenheit Oppositionspolitiker zu treiben, d. h. durch Verweigerung der Beschlußfähigkeit die Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches, in einem nicht beschlußfähigen Hause unmöglich zu machen. Gestützt hat man allen Grund, Herrn Vorstau für diese offene Erklärung dankbar zu sein. Wäre die Vertagung nicht beschlüssig, die Vorlage jetzt noch durchzubringen, so muß sie auch gewillt sein, bei der Verhandlung amnestisch zu sein. Ist das nicht der Fall, so sieht es den Gegnern jeden Augenblick frei, die Vertagung zu unterbreiten.“

Es scheint nach den Auslassungen des „Hamb. Kor.“, als ob man in Regierungskreisen allmählich an der Möglichkeit zu zweifeln beginnt, noch genügend lange einen beschlußfähigen Reichstag zusammenzubringen, zumal der preussische Landtag mit dem Ende dieser Woche auseinander geht. Fast scheint es, als ob auch im Centrum eine kühlere Stimmung Platz greife. Wenigstens klingt es verhältnismäßig recht kühl, wenn die „Köln. Volksztg.“ schreibt:

„Aneres Stadens hat das Centrum gar keinen Anlaß, aus Besorgnis gegen die Regierung zu beschleunigen, denn die Regierung hat sich ihm gegenüber doch nicht allzu gefällig erwiesen, sondern seinen wichtigsten Wünschen gleich „unannehmbar“ entgegengetreten. Man tritt für die baldige Erledigung ein, weil die Sache spruchreif ist und eine Hinausschiebung gar keine nennenswerthe Veränderung und Verbesserung erwarten läßt. Was das Gesetzbuch erst in der nächsten Wintertagung erledigt, so kann man sich in Sicherheit darauf setzen, daß die Berathung sich ungenügend hinziehen wird, viellecht werden wichtige andere Vorlagen darum un erledigt bleiben müssen und am Ende wird es „auch noch“ sein. Wer jetzt Opposition treiben will, hat es freilich in der Hand, die Erledigung zu verzögern, wenn ein beschlußfähiges Haus nicht lange Wochen mehr zusammen zu halten.“

Der „Gewerksmann“ der „Freiwilligen Jg.“ behauptet jetzt, nicht der Justizminister, sondern ein Ministerialdirektor hätte zu dem betreffenden Minister“ gedrückt, künig solle die Anstellung jüdischer Richter nur noch nach dem Prozentfuß der Juden in der Bevölkerung erfolgen. Auch diese Behauptung ist, wie die „Nordb. Allg. Jg.“ hört, aus der Luft gegriffen.

Verhafteter Spion. In den Mainzer Festungswerken wurde ein Franzose, Louis Matile aus Nancy, wegen Spionage verhaftet. Er behauptet, auf einer Vergnügungsjahre begriffen zu sein, und will sich auf einem Spaziergange in die Festungswerke verirrt haben.

Erledigte Grenzvertheilung. Der in Biondi bei Bittsburg feilgekauften russische Mittelmeer ist inzwischen wieder freigegeben, was den russischen Behörden unangenehm worden. Der alte hat, wie selbsterklärend, die unvollständige Grenzvertheilung in der Trunkehen ausgeführt. Der Mittelmeer hat bei seiner Entlassung selbst erklärt, daß er streng Verbotung bzw. Dienstleistung zu gewärtigen habe, da es neuerdings streng verboten worden ist, unterhalb die Grenze zu überfahren.

Freiwillige Wahlprüfungen. Die „Bonn. Reichspost“ erinnert daran, daß der Stettiner Freiwiliger bei der Reichstagswahl im Jahre 1887 dem dortigen Wahlkreis ebenfalls nur dadurch zu halten vermocht hat, daß er sich genau denselben verwerflichen Mittels bediente, wie bei der jüngsten Stichwahl in Puppis-Templin, nämlich die damals ausschlaggebenden sozialdemokratischen Wähler zum Eintreten für den freiwililigen Kandidaten veranlaßt wurden. Damals hat sich die Staatsanwaltschaft der Sache angenommen. Den Herausgeber und Vertheilern des Depechenblattes wurde der Prozeß gemacht, in dem dann mehr denn ein Dutzend derselben zu empfindlichen Geldstrafen verurtheilt wurden. Von einem Protest gegen die auf so unethische Weise

zu Stande gekommene Wahl des freiwililigen Abgeordneten Böhm hat man aber leider abgesehen. Die in der Wahlprüfungskommission ebenfalls von konterreiter Seite zur Sprache gebracht werden. So viel die „Köln. Kor.“ hört, ist ein Protest gegen die Wahl bereits in Vorbereitung.

Der Auszug des langwierigen Ringens um die Detailfreibriefe dürfte in vielen Kreisen recht wenig Verheißung hervorrufen, die für diese Art des Handels ein größeres Maß von Zulassung erwarten, als es schließlich vom Reichstag zugelassen worden ist. Das Schlußergebnis weist eine Verschärfung gegenüber den Beschlüssen der zweiten Sitzung auf, die nicht nur für den Kolportagehandel, sondern auch für die Thüringische und Weisefelder, seit einem Jahrbruch von der Vertagung der Detailfreibriefen abhängige Lebensmittelindustrie die Fortdauer dieser Art des Handels als ein Privileg anerkannt hatten. Jetzt ist nicht nur die Textilvertheilung, sondern auch die Tabak-, Wein- und eine Reihe anderer in gleicher Lage befindlicher Industrie- und Handelszweige auf die Gunst des Bundesrats angewiesen, der allerdings im Wege der Verordnung ihnen die gleichen Rechte wie dem Kolportagehandel gewähren aber sie auch jederzeit wieder entziehen kann. Diejenigen Handelszweige, denen dies Vorrecht nicht zu Theil wird, werden in Zukunft die Form des Handelsbetriebs benutzen müssen, wenn sie auch ferner im Wege des Spezialerlasses durch Aufhebung der Privatstuden ihren Erwerb suchen würden. Durch das Amendement Stumm ist aus diesen unrentablen Zustände infolge ein Ausweg geoffenbar worden, als das Aufheben der Privatstuden ohne Unterschied der Handelszweige allgemein dann erlaubt sein soll, wenn der Betreffende eine Aufzucht zu erhält. Zum weislich jeder aus Erfahrung, daß solche Einladungen aus freier Entscheidung überhaupt nicht erfolgt, selbst seitens der Kunden nicht, die mit ihren Firmen in jahrelanger Geschäftsverbindung stehen, denn es ist nun einmal nicht die Art des Käufers, sich aus eigenem Antriebe zu rühren, mancher hat dazu auch nicht die Zeit oder das Gedächtniß. Wägen wird in Zukunft jede Firma, die ohne bundesrechtlich dazu ermächtigt zu sein, seinen lassen will, an ihre Klienten Postkarten mit angehängter Antwort verschicken müssen, um von diesen für ihre Kaufenden die Aufzucht zum Besuche zu erlangen. Obgleich eine derartige Praxis kaum, so große Bekanntheit hat mit einer Umkehrung des Gesetzes auch heiliger mag, ein gesetzlich begründeter Einspruch nicht geltend gemacht werden.

Die deutsche Reichsregierung hat bei der Kongregierung Vorstellungen wegen Vertagung der in der Berliner Kongregat festgesetzten Bestimmungen erhoben.

Deutscher Reichstag.

Der Reichstag hat gestern für sämtliche Staatsverordnungen aus dem Jahre 1894/95, auf für eine solche, die die Rechnungs-Kommission nicht für erledigt angesehen, empfindliche Debatte ertheilt. Das Vernehmen der Regierung, große Ueberraschungen zu vermeiden, fand neben allseitiger Anerkennung. Sodann wurde der den Streit über die justizfahrenden Kammerordnungen beendende Friede ratifizirt. Der Schatzreferent bemerkte, daß der Reichstag sowohl die materielle wie die formelle Verantwortung für die Niederlassungen der Kontinenten übernahm, daß das Reich die Verwaltung übernehme. Bei der nun folgenden ersten Berathung der Vorlage bet. die Abänderung der Gesetze über die Schutztruppen in den afrikanischen Kolonien erkundigte sich der Abgeordnete v. Bennigsen bei Herrn Bebel, ob er nunmehr bestimmte Aufschüsse über den im Februar im Reichstage von ihm verlesenen angeblichen Brief des Dr. Peters an Bischof Züder, worin Peters sich selbst immer befaßt haben soll, geben könne. Das konnte Abg. Bebel nicht, und allgemeine Hochbegrüßungen, neue unbestimmte Anfragen, Divergenzen - selbst der Herr v. Hammerstein mußte erhalten - hinter denen er die Frage, um die es sich allein handelte, verschwinden zu lassen veruchte, konnten die klare Thatsache nicht verdrängen, daß der sozialdemokratische Führer in der Briefangelegenheit mit der größten Frivolität gehandelt hatte. Die Schutztruppen-Vorlage wurde an die Budgetkommission verwiesen. Es folgte die zweite Berathung der Militärvorlage (vierte Bataillone). Sie endete mit der Ablehnung des Antrages Richter, der die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit zur Verbindung der Vereinnahmung des Gesetzes machen wollte, und der Annahme des Gesetzes mit großer Mehrheit. Der Nachtragset wurde in zweiter Lesung, jedoch unter Streichung der Forderung für Neu-Guinea, angenommen.

105 Sitzung vom 15. Juni 1896.

Am Bundesrathliche Graf P. S. v. Bronsart v. Bellin.

Auf Veranlassung des Reichsausschusses für 1894/95. Die Rechnungs-Kommission beantragt die Debatte für sämtliche Staatsverordnungen mit Ausnahme einer solchen von 393 000 M. zu Verhören im Bereich des Reichsausschusses. Ausserdem beantragt sie eine Resolution betr. Veränderung der Verordnungen über die Umgehungen bei Grenzschranken und Konsulaten.

Abg. Richter. (Freiw. Jg.) spricht sich für nachträgliche Genehmigung der Staatsüberprüfung aus, da der Antrag der Kommission die gute Folge gehabt habe, daß für dieses Jahr ein Nachtragset in Höhe dieser Aufwendungen für die Reichsliste eingebraucht werden.

Schreyer. Graf P. S. v. Bronsart verweist, daß künftig solche große Staatsverordnungen möglichst erledigt werden werden. Nachdem die Abg. von Marxgarden und Pöcher sich mit dem Vorschlage Richter einverstanden erklärten, schloß die Sitzung.



T r e u e.

Nachdruck verboten.)

18)

Roman von M. Schöpp.

„Guten Morgen,“ ſagte eine helle Stimme.

Die beiden Herren hatten garnicht bemerkt, daß die Rätthin hatte ſeinen ſtilen Aerger an den jugendlichen Bewegungen ſeines Oheims, an ſeinen zärtlichen Betherungen, während er die ſchöne Frau zu einem Sefſel führte. Eine Komödie ſchien ihm das Ganze. Er war wüthend über ihren fremdlichen Händedruck, ihre unbefangene Miene, ihr melodisches Lachen und gab ſich nicht die geringſte Mühe, liebenswürdig zu ſcheinen. Er ſchalt ſie eine Coquette, nannte ſie berechnend, war empört, daß man in ſeiner Gegenwart ein ſo lächerliches Verſtedſpiel aufführte, ob ſie ſich denn gar nicht ſchämte — ſeine künftige „Tante!“

Elſe war in glücklichſter Laune: ſie erzählte von ihrem Morgenritt, von ihrer Freude über die ihr geſandten Blumen, von ihrem Aufenthalt bei der Tante, ihrer angenehmen Ueber-raſchung über die Schlüſſerſchen Frauen und Holten ſen. ſchwamm in einem Meer von Wonne. Manchmal ſandte er zu Ruprecht einen triumphirenden Blick hinüber. Und erzählte, daß er nächſtens wieder einige Pferde rennen laſſen wollte — die Lüttgen war große Sportsfreundin — daß er ſich entſchloſſen, während des Winters nach der Stadt zu überſiedeln, um alte Beziehungen neu anzuknüpfen, und die Rätthin nicht zu Allem, was mit Allem einverſtanden und ließ dabei verſtohlen ihre Augen auf Ruprechts unmutigen Zügen ruhen. Und dann betrachtete ſie wieder ihres guten, alten Freundes verjüngte Geſtalt, ſeinen ebenholzſchwarzen Bart, ſeine herrliche Perrücke, was Alles ſie doch nicht über ſeinen nervöſen Zuſtand hinwegtäuſchen konnte und das End-erſultat ihrer Beobachtungen war, auf ihrer Hut zu ſein.

„Haben Sie Sorgen, lieber Freund?“ fragte ſie plötzlich den ſchweigsamen Rittmeiſter.

„Nein, gnädige Frau.“

Sie war doch betroffen von dem kalten Ton ſeiner Stimme. Was konnte da vorgefallen ſein?

„Ich wollte nicht neugierig ſein,“ entgegnete Frau v. Lüttgen verleſt.

„Verzeihung, gnädige Frau —“ nun ſchämte er ſich ſeiner Unhöflichkeit und ſuchte nach einer glaubbaren Ausrede; „wir trafen vorhin einen Mann in dieſem Hauſe, dem — dem zu begegnen wir nicht erwartet hatten —“

„In dieſem Hauſe? Ich verſtehe nicht —“

„Ein gewiſſer Alſen, gnädige Frau, ein —“

Frau v. Lüttgen erhob ſich. Hochmüthig ſah ſie Ruprecht an und eine feine Röthe ſtieh in ihr Geſicht.

„Alſen? Ganz recht. Herr Alſen iſt der Better der Baronin Bellinghauſen.“

Sie ſah nicht, wie beſtürzt Ruprecht dreinſchaute und der andere ein klein wenig die Achſeln zuckte; ſie gab nur deutlich zu erkennen, daß ſie ſich zurückziehen wünte und verabſchiedete die Herren etwas kühl und gemeſſen.

„Die Holten waren heute Morgen bei mir,“ ſagte Elſe. Sie lag in der Geiſtblattlaube in einem bequemen Gartenſtuhl, ſtützte an einem Spigenkragen für Hans und hatte ihre Freude an dem Jungen, der ſich mit Dektor herumtummelte. Alſen hatte ihr ſoeben eine Theaterkritik, um welche ſie ihn gebeten, vorgeleſen. Frau von Lüttgen's Bemerkung hatte er aber ſaſt erwartet und ſich genügend vorbereitet, um das Thema aufzunehmen:

„Ich begegnete ihnen auf der Treppe.“

„Graf Ruprecht ſagte es mir. Sie kennen alſo ſchon die Herren?“

„Ich erfreue mich des beſonderen Vertrauens des alten Herrn Grafen.“

„So waren Sie einmal in Krewitz?“

„D ja, gnädige Frau.“

„Aber Ruprecht —“

Ein ſtechender Blick traf ſie und ein böſes Lächeln huſchte über ſein Antlit.

„Ich bitte, gnädige Frau, mir ein näheres Eingehen auf meine Bekanntschaft mit ihm zu erlaſſen.“

Erſtaunt ſah ſie von ihrer Arbeit auf.

„Warum? — Ich kenne Ruprecht — den Grafen ſeit langen Jahren und habe ihn als prächtigen Menſchen ſchätzen gelernt.“

Alſen verbeugte ſich und ſchwieg. Elſe wurde neugierig; ſie rief ſich die Worte ins Gedächtniß zurück, die der Rittmeiſter über Alſen geſagt und vermuthete ganz richtig, daß zwischen den Beiden irgend Etwas vorgefallen ſein müßte. Sie hätte heute Morgen fragen ſollen; aber theils kannte ſie Ruprechts Vorurtheil gegen Alles, was außerhalb ſeiner Kreiſe ſich befand, theils war ſie verleſt, in einem nichts weniger als achtungsollen Ton von einem Mann ſprechen zu hören, für den ſie ſich irrtreffirte. Sie ließ ihre Arbeit in den Schooß ſinken und ihre Augen richteten ſich feſt auf den Mann.

Sie entgehen mir nicht. Sie ſind mir eine Antwort ſchuldig. Ein Achſelzucken kann eine Beleidigung ſein. Das wiſſen Sie doch? Und ich muß annehmen, daß Sie den Grafen Ruprecht ſoeben beleidigten, wenn Sie — wenn Sie —“

„Dann — müſſen Sie das allerdings annehmen.“

„Mein Herr!“

„Gnädige Frau?“

„Sie wiſſen, daß unſere Familien befreundet ſind, daß es meine Pflicht iſt —“

„Ihm unſer Geſpräch mitzutheilen. Gewiß.“ Haſerfüllt blikte es in ſeinen Augen auf.

Beinlich berührt ſah ſie zu Boden. So beſtimmt kann doch Niemand ſprechen, der ſelbſt ſich ſchuldig fühlt? Schuldig? Wie kam Sie darauf? Hatte ſie denn aus des Rittmeiſters Worten eine Anklage gehört? Oder wollte er etwa vorbeugen, daß — was konnte denn vorgefallen ſein? Was wollte Alſen von ihr verheimlichen? Eine eigenthümliche Unruhe bemächtigte ſich ihrer.

„Graf Ruprecht iſt Kavalier,“ ſagte ſie.

„Ich hatte die Ehre, ihn kennen zu lernen, als ſein älterer Bruder noch lebte,“ war ſeine Antwort. „Damals nannte er mich ſeinen Freund. Aber nun iſt er ja der Erbe, laſſen wir die Todten ruhen, gnädige Frau.“

Sie erinnerte ſich plötzlich, daß Ruprecht einſt hoch geſpielt; daß es zwischen ihm und ſeinem Oheim zu höchſt unerquicklichen Szenen gekommen. Daß man von einem ernſtlichen Zerwürfniß geſprochen —

Lange Zeit herrſchte Schweigen und Alſen wußte, daß er jezt ſchon das Spiel gewonnen. Iſt erſt der Verdacht da, kommen erſt die Zweifel, ſo iſt ja der Verleumdung Thor und Thor geöffnet.

„Die Baronin ſieht ihn gern bei ſich,“ nahm Elſe das Geſpräch wieder zögernd auf, „und ich ſollte doch denken —“

Alſen ſah außerſt erſtaunt aus.

„Wiſſen Sie denn nicht, gnädige Frau, daß er ſich um die Hand meiner Couſine bewarb — freilich auch vor jenem glücklichen Tode!“

„Ach pfui, ſchweigen Sie!“

Sie war empört.

„Ich begreife Ihre Entrüstung, gnädige Frau. Trotzdem ist er da nicht anzuklagen; ich bin überzeugt, daß er sie liebte.“

„Weiß mein Vetter davon?“

„Vermuthlich.“

Elise nagte an ihrer Unterlippe. Offen und frei sprach man von Dingen, die einem häßlichen Klatsch so ähnlich sahen, daß sie an ihrer Wahrheit zweifelte. Und Alsen — warum sprach er so gefällig? Was hatte sich zwischen ihnen nur zuge- tragen?

Er beobachtete sie; er wußte, was in ihr vorging.

„Sie haben mich zum Sprechen gezwungen,“ sagte er mit leisem Bedauern in seiner Stimme. „Jetzt klage ich mich an, gehorsam gewesen zu sein, Verzeihen Sie mir.“

„Ich habe nichts zu verzeihen.“ Etwas nervös begann sie ihre Arbeit zusammenzulegen. „Aus Ihren Worten aber klingt etwas, das mich zwingt, mit meinem Vetter Rücksprache zu nehmen.“

„Ich habe Ihnen kein Geheimniß anvertraut, gnädige Frau.“

„Das versicherten Sie schon einmal.“

„Und ich wiederhole, daß ich untröstlich bin, durch meine Worte die Falten auf Ihrer schönen Stirn hervorgebracht zu haben.“

„Ich will nicht glauben, was Sie mir sagen,“ fuhr sie erregt fort. „Wie kommen wir überhaupt auf dieses Gespräch? Es ist nicht schön, Herr Alsen, Fremde zu ver- dächtigen.“

Einen Augenblick dachte er daran, ihr den Handel bei Trautens Vermählung zu erzählen. Dann verwarf er den Plan. Noch kannte er sie zu kurze Zeit; vielleicht stieß er sie dadurch zurück. Außerdem war auch dazu der Zeitpunkt noch nicht gekommen, die Dinge noch nicht gereift. Er wollte Bellinghausen ganz in der Hand haben, um den Angriff auf Holten zu be- ginnen. Er durfte also nichts übereilen. Elise würde vorläufig nichts über die Angelegenheit sprechen, das war sicher. Er hatte ja keine dunkle Anklage gegen ihn erhoben. Was er ge- sagt konnte ihm Jeder bestätigen, der den Rittmeister damals gekannt.

Als Elisens herausfordernder Blick ihn traf, war er mit sich einig. Vorwurfsvoll sah er sie an, erhob sich und ging einige Male wie in höchster Erregtheit auf und nieder; dann blieb er vor ihr stehen und stieß kurz, fast heftig hervor:

„Es thut weh, gnädige Frau, in so häßlichen Verdacht zu kommen. Gerade Ihnen gegenüber — bah, lassen wir's. Ich habe kein Recht, über Graf Holten's Angelegenheiten zu reden. Eines Tages aber werden Sie Ihre vorigen Worte zurück- nehmen; werden anders urtheilen. Jetzt können Sie mir zürnen, gnädige Frau. Es ist ein edler Zorn. Ich muß Sie deshalb nur schägen.“

Er verbeugte sich tief, und ehe sie noch eine Antwort fand, war er ihren Blicken entschwunden.

Sie war unzufrieden mit sich; seine Worte hatten sie ver- wirrt. Sie entschloß sich, vorläufig gegen Fritz zu schweigen; sie war überzeugt, ein Körnchen Wahrheit liege in Alsen's Anklage.

„Er gefiel mir heute gar nicht, sagte sie, nun auch die Laube verlassend. „Ganz anders war er, wie früher. Das muß doch seinen Grund haben.“

Und während sie, Hans an der Hand führend, ins Haus zurückging, freute sie sich, daß Herr Alsen des alten Holten's Vertrauen bejaß. Denn — wie mißtrauisch war ihr famozer Gutsnachbar!

11. Kapitel.

Traute hatte recht vermuthet. Fritz machte einige recht spitz- findige Bemerkungen, als er hörte, daß sie den versprochenen Besuch bei den Volttaus zu machen gedente und zeigte deutlich, wie unangenehm ihm diese Anknüpfung sei. Der alte Volttau mit seiner derben Art hatte ihm durchaus nicht gefallen und die Corona alter Damen mit ihren Strickrumpfen erit recht nicht. Eine kaffeetrinkende Dame konnte ihm durch ihren Anblick den Geschmack an der feinsten Savannah verderben, selbst wenn sie sich für die schwärzesten, ärmsten, nacktesten Negertinder auf einer unentdeckten Insel aufzuopfern im Begriffe stand.

„Ich habe es versprochen,“ sagte Traute, „und werde heute Nachmittag hinüberfahren.“ Die kleine Gesellschaft hatte eben das Frühstück vollendet und entwarf ein Programm für den heutigen Tag.

„Du meinst nach Zangenhof?“ fragte Frau Schlüter sichtbar erfreut.

„Ja, Großmutter.“

„Ich kann Dich leider nicht begleiten, da ich heute Nach- mittag wegen eines größeren geschäftlichen Abschlusses im Komptoir sein muß,“ bemerkte Fritz.

In Alsen's Augen bligte es auf; es war also schon so weit? Heute Nachmittag fiel die Entscheidung. Er hatte die letzte Sitzung des „Mercantilen Vereins“ nicht besucht, die Nachricht kam ihm demnach überraschend. Er athmete schneller. Wenige Stunden noch und der Verhakte war in seiner Hand. Wenige Stunden noch und Peter Alsen wird sich rächen für Alles, was man ihm gethan!

„Ich werde mit Dir fahren. Ich will meine gute Volttau doch noch sehen, bevor ich sterbe.“

„Das ist reizend von Dir, Großmutter! Wie sie sich freuen wird!“

„Und ich Bechvogel muß bei der tauben Rabened sitzen und ihr die Zeit vertreiben!“ seufzte die Küttgen in komischer Ver- zweiflung. „Ich werde Dir's nie verzeihen, Fritz, daß Du mich ihr veriethest.“

Die Geheimrätin von Rabened war eine Jugendfreundin ihres Mannes gewesen, sie hatte die boshafte Zunge und stets die langweiligsten Gesellschaften. Ihr längst verstorbener Gemahl hinterließ ihr außer einer kargen Wittwenpension und zwei sehr häßlichen Töchtern seine schriftlichen Betrachtungen über des Lebens Nichtigkeiten und eine lebenslängliche Berechtigung zum unentgeltlichen Besuch des Hoftheaters; das war nicht viel, aber die Geheimrätin wußte trotzdem standesgemäß aufzutreten und sich eine Gesellschafterin zu halten.

„Du thust mir Unrecht, Elise. Sie wußte bereits, daß Du hier bist — die Rabened weiß eben Alles —“

„Darf ich mich Ihnen anschließen?“ fragte Alsen auf der andern Seite.

Frau Schlüter sah ihn herzlich an.

„Ja, Peter, kommen Sie mit hinüber. Wir wollen Ihnen zeigen, daß wir Sie nicht vergessen haben. Traute, Kind, hast Du gehört? Peter wird uns nach Zehringenhof be- gleiten.“

Traute fing einen raschen, finsternen Blick ihres Gatten auf. Sie wußte, was er zu bedeuten hatte. Aber sie war ent- schlossen, den Weg, den sie als richtig erkannt, weiter zu gehen. Jetzt war es an ihm, ihr entgegenzukommen. Und wenn er hat — wahrhaftig, er sollte nicht umsonst bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Am Fahrkartenschalter.

Betrachtungen eines Eisenbahnbeamten.

„Wenn Einer eine Reise thut, dann kann er was erzählen.“ Ein Sprüchlein aus der guten alten Zeit! Heute können auch jene erzählen, die Andere reifen lassen und Gelegenheit haben, das Leben und Treiben auf einem größeren Bahnhofe zu beobachten.

Was erlebt nicht Alles der Schalterbeamte, der von seinem unscheinbaren „Behälter“ aus täglich das zweifelhafte Vergnügen genießt, sich mit reisenden Menschen aller Gemüthsstimmungen und Arten befassen zu müssen: mit solchen, die zum ersten Mal eine Reise mit der Eisenbahn wagen und das Fahrgehd in Papier eingewickelt überreichen, nachdem sie eine Stunde lang das ge- schlossene Schalterfenster belagert und durch einige Hustenanfälle ihre Anwesenheit bekundet hatten, aber auch mit solchen, die vor- aussetzen, der Beamte müßte es ihnen an der Nasenspitze ab- sehen, wohin und in welcher Wagenklasse sie befördert zu werden wünschen.

Grobheiten wechseln da mit Artigkeiten. Dem Cholikerer folgt der Phlegmatiker, dem Sanguiniker der Melancholiker; jeder wünscht, seiner Anschauung entsprechend, „richtig“ bedient zu werden. Trifft es darin der Beamte, so ist das nichts Auf- fälliges; — ist er doch dafür da, hat er doch nur seine Pflicht gethan —; trifft er es aber nicht, dann ist es Herrn Müller unbegreiflich, wie man einen so ungewandten Menschen in diese Funktion einweisen konnte, und Herr Schulze hat es sicher- lich schon längst herausgefunden, daß die Beamten der . . . Bahn nicht nur die unfähigsten, sondern auch die unhöf- lichsten Leute sind

Aber — auf welche Geduldsproben wird oft die Langmuth des Beamten gestellt, die bei dem größten Theil der Reisenden eine mehr oder weniger große Portion Aufregung mit in den Kauf nehmen müssen!

Greifen wir einmal — so schreibt ein Mann der Pragis der „Frankf. Zeitung“ — aus der Pragis einige Beispiele heraus, welche uns das Gesagte bestätigen sollen: „Leipzig Dritter.“ fordert Frau Doktor A.

„Einfach oder retour.“ fragt der Beamte. „Retour, gewiß, retour, ich will doch nicht in Leipzig bleiben“, entgegnete die Gefragte, und im Fortgehen hört man sie nochmals die Worte wiederholen: „Retour, das ist doch selbstverständlich, wenn ich einfach gewünscht hätte, würde ich es schon gesagt haben.“

Leipzig Zweiter“, fordert Frau Commerzienrath B. Wiederum ruft aus dem Schalter: „Einfach oder Retour?“ „Einfach, freilich einfach, ich habe nichts von Retour gesagt“, repliziert gereizt die Gnädige. Sie bezahlt und geht, aber etwas vornehmer als ihre Vorgängerin wiederholt sie: „Einfach, selbstverständlich; wenn ich Retour gewünscht hätte, würde ich es schon gesagt haben.“

Zwei einfache Retourbillette Berlin,“ verlangt, unbekümmert um die contradictio in adjecto, die nun folgende Frau Bäckermeister K. Daß sie solche „dritter Güte“ meint, ist nach ihrer Ansicht ganz natürlich.

Nach ihr kommt J. und wünscht den Umtausch von zwei einhalb Karren dritter Wagenklasse, indem er mit heißem Bemühen den Beamten davon zu überzeugen verucht, daß er ganz ausdrücklich „Zweiter“ verlangt habe.

Den Reigen schließt Frau Justizrath Z., die eiligen Schrittes auf den Schalter zustürzt:

„Herr Cassirer, erreiche ich noch den Kasseler Zug?“

„In einer Minute wird er abgehen!“

„Dann bitte rasch eine Fahrkarte, rasch!“

„Wohin denn, wenn ich fragen darf?“

„Wirk!“: „Nun nach Kassel!“

„Zweiter oder dritter Classe! Einfach oder Retour.“

„Retour zweiter Classe.“

(Sie bezahlt, wirft dem begriffstuzigen Cassirer rasch noch einen Blick zu, welcher etwa besagen soll, daß sie es nicht nöthig hätte, dritter Classe zu fahren, läßt Schirm und Handschuhe am Schalter liegen und eilt nach dem Bahnsteig.)

Glücklicherweise hilft der Humor dem Beamten über manche Mißbilligkeiten hinweg; wie nirgend sonst bei einer Einrichtung unseres modernen Lebens hat er am Fahrkartenschalter seine Lieblingsstätte. Aus meiner eigenen Pragis will ich hier zwei Fälle erzählen, welche jedoch nur Blumen sind zu einem artigen Strauß, den man aus der großen Fülle der Vorkommnisse binden könnte.

Es klopfte am Schalter. Draußen stand eine alte Frau, die mich frug, was die einfache Fahrt nach K. kostet. Ich nannte ihr den Preis: „Dreißig Pfennige.“

„Was? Dreißig Pfennig,“ erwiderte sie, „so viel geb' ich nicht“, sprach und trabte von dannen. Fünf Minuten später klopfte es wieder; abermals stand das alte Mütterchen draußen und sagte: „Ich will ihm 20 Pfennig geben für die Karte, mehr geb' ich nicht, sonst lauf ich!“

Mein Einwand, daß die Karte mich selbst 30 Pfennige koste und unter dem Selbstkostenpreis bei uns nicht verkauft werden dürfe, hatte auf sie keine Wirkung; sie blieb dabei, daß ich „das Ding“ ganz gut für 20 Pfennige geben könnte, ich hätte „so Dinger“ noch genug da sitzen und auf eines mehr oder weniger würde es doch nicht antommen!

Was blieb mir übrig, um die Alte los zu werden? Ich bot ihr die Karte für 25 Pfennige und nach einigem Hin und Her war der Handel abgeschlossen. Die Differenz mußte ich natürlich tragen. Eines aber ist sicher, sollte unsere biedere Alte jemals wieder die Eisenbahn benützen, mehr als die Hälfte des Fahrpreises wird sie nicht bieten und Niemand mehr wird sie zu überzeugen vermögen, daß Fahrkarten nicht „unter dem Selbstkostenpreis“ verkauft werden können. (Auf einer banerischen Station wollte einmal ein Bauer einen ähnlichen Handel schließen. Vergeblich. Trotzig blieb er in der Nähe des Schalters stehen; da piff der abgehende Zug. „Gelt“, sagte der Bauer in der Meinung, der Beamte habe ihm gepffiffen, „gelt, jetzt pffiff mir, aber jetzt mag i net.“)

Vor einem halben Jahre erlebte ich einen nicht weniger heiteren Fall. Ein etwa 17 jähriges Mädchen forderte: „Ein Billet.“

Wohin denn?

„Nach Höcht.“

„Höcht Einfach?“

„Nein Retour.“

„Eine Mark siebzig Pfennige!“

„Was? Eine Mark Siebzig? Ich habe doch immer nur

Eine Mark Zehn bezahlt?“

„Ja, Eine Mark Zehn,“ entgegnete ich, „das ist der Preis

für die einfache Fahrt, Sie wollen doch Retour?“

„Ja, nur Retour,“ erwiderte sie, „hierher bin ich zu Fuß

gegangen!“

Einem Kassirer zu M. — einer bekannten Persönlichkeit — passirte Folgendes: Er liebte es, während der kalten Jahreszeit zu seiner Stärkung ab und zu ein Gläschen guten Cognacs zu sich zu nehmen. War er auch kein Gewohnheitstrinker, so gehörten doch Cognacflasche und Gläschen sozusagen zum Schalter-Inventar. Einige gute Bekannte mußten dies, und beim Bösen der Fahrten mußte der gemüthliche Beamte gar oft mit einem Gläschen des edlen Stoffes herausrüden. In seinem Geburtstage entschädigten sie ihn wieder reichlich für das Entgangene in Gestalt einiger Flaschen guten Weines. So war es denn einmal an einem kalten Wintermorgen; als zwei seiner guten Freunde beschneit und frierend den Schalter betreten, holte der Beamte unaufgefordert die Flasche hervor, überreichte die Fahrkarte und stellte auf jede ein Gläschen Cognac, welches die Weiden mit Wohlbehagen schlürften.

Ein Schlaumeyer folgte als Dritter am Schalter. Als ihm der Beamte die Fahrkarte nach der gleichen Station, aber ohne Gläschen hinausgab und denselben Preis verlangte, wie ihm, die beiden Vorgänger bezahlten, erklärte er, daß er ebenfalls ein „Schnäpschen“ haben wollte; er habe dasselbe Recht wie die anderen und sein Geld sei gerade so viel werth als das anderer Leute. Die beiden Freunde gingen sofort auf den Scherz ein, unterfügten den Schlaumeyer in seinem vermeintlichen Rechte, und forderten ihn schließlich auf, die Sache ins Besondere zu beschreiben. Das leuchtete dem Schlaumeyer ein. In Beschwerebuch einschreiben, meinte er, ja, das ist das Richtige! Der Spaß erreichte seinen Höhepunkt, als der Schlaumeyer nun noch bekannte, daß er des Schreibens nicht mächtig sei, daß er aber die Sache sofort nach seiner Rückkunft seinem Bürgermeister mittheilen werde, und der müßte den Antrag dann besorgen.

Auf der Kopfstation einer heßigen Nebenbahn ist es vorgekommen, daß beim Frühzuge der einzige Passagier — ein Drehorgelmann — seine kurz zuvor gelöste Fahrkarte dem Schalterbeamten zurückbrachte und das Fahrgeld zurückverlangte. „Es ist sonst kein Mensch da, der mitfährt,“ jagte der Drehorgelmann, „wegen mir allein braucht nicht gefahren zu werden.“ Sprach und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Zu Wiesbaden führen in die Vorhalle des Bahnhofes zwei Thüren, eine links, eine rechts. Kam da jüngst zu einem vielbenutzten Zuge ein Männlein aus dem Westermald, bepackt mit großen Sackbündel, und veruchte es eine Zeit lang vergeblich, an der mit Ausgang bezeichneten Stelle des Schalterzugangs — gegen die Weggehenden schiebend — das Schalterfenster zu erreichen. „Gehen Sie hinten herum,“ rief ihm der dortige Kassirer zu. Statt nun, dem Winkte folgend, sich links den Zuggehenden anzuschließen, verschwand unser Westermald durch die Seitenthüre links, kam nach zwei Minuten durch die Seitenthüre rechts wieder herein, stellte sich naturgemäß auf seinen alten Platz und schob von Neuem gegen die Weggehenden. „Lassen Sie doch die Leute durch und gehen Sie hinten herum,“ rief ihm zum zweiten Male der Beamte zu. Wieder verschwand das wackere Männlein, dieses Mal durch die Thür rechts.

Alle waren abgefertigt; draußen hatte der Zug schon zur Abfahrt gepffiffen und der Beamte wüthete sich ob der gehaltenen Anstrengung den Schweiß von der Stirne, da kam zur Thüre links der bepackte Westermald herein, rannte an den Schalter und erzählte dem Beamten, daß er jetzt schon zweimal um den Bahnhof herumgelaufen sei, ohne den „richtigen Billetladen“ zu finden. — Tableau.

Zu Darmstadt forderte unlängst ein Soldat für sich und seine Braut ein Militärbillet und „ein weibliches“. Ebenfalls betrat ein bekannter Geschäftsmann den Schalter, als er neben sich plötzlich einen gefürchteten Concurrenten bemerkte. Um diesem das Ziel der Reise nicht zu verrathen, verlangte er: „Ein Billet irgendwohin.“ — „Nun, Sie werden doch angeben müssen, wohin Sie fahren wollen, Herr R.“ entgegnete der Beamte „Ach was,“ erwiderte Jener, „geben Sie mir eine Karte nach

Mütter
Nach-
s im
weil?
legte
schrift
Benige
Benige
was
Boltau
freuen
n und
Ber-
a mich
eundin
d stets
ernahl
ei sehr
r des
g zum
aber
n und
ß Du
en auf
hnen
Kind,
of be-
n auf
ur ent-
gehen.
er hat
hlen.“
auch
haben,
se zu
neinem
nügen
ungen
Mal
Papier
s ge-
anfalle
te vor-
e ab-
werden
eriker
bliker;
bedient
Auf-
Billich
Müller
diese
sicher-
der
unhöf-

„Nun
und
mit
hier
Grie



rgendelner Station, ein richtiger Geschäftsmann hat überall zu thun."

Trotzdem in den Bahnhöfen die Fahrpläne fast aller Bahnen ausgehängt sind, nimmt das Fragen nach Zuganschlüssen und Aufenthaltszeiten kein Ende. Kaum ist eine Auskunft gegeben, wird eine andere verlangt. "Wann komme ich in Schweinfurt an und wie lange habe ich dort Zeit zum Anschluß nach Heusfeld? Wie lange ist der Aufenthalt in Fulda, um mit dem nächsten Zuge hierher zurückzufahren?" u. s. w.

Ein Bekannter von mir giebt auf alle dergleichen Fragen die gleiche Antwort; sie lautet: "Zehn Minuten!" Er sagte, dieses Verfahren würde sich vorzüglich bewähren. Die Fragenden seien durch die schlagfertige Antwort sofort zufrieden gestellt, würden sich mit einer einzigen Auskunft ja doch nicht befeiden und unterwegs, spätestens aber am Plage selbst, würden sie das Richtige dann noch rechtzeitig genug erfahren.

So wirksam dieses Mittel auch erscheinen mag, zu billigen ist es nicht. Ist die Thätigkeit eines Schalterbeamten nicht allzusehr in Anspruch genommen, so sollte er jedem Fragenden — nöthigenfalls unter Benutzung des Fahrplanmaterials — hilfreich zur Seite stehen. Sind doch unter den Fragenden viele, denen es an Zeit oder Verständnis zur richtigen Information mangelt. Wenn dann der Beamte noch berücksichtigt, daß — wie Eingangs erwähnt — die meisten Reisenden sich im Zustande einer mehr oder weniger großen Erregung befinden, wenn er ferner noch berücksichtigt, daß nicht das Publikum für ihn, sondern er für das Publikum am Plage ist, dann wird er das richtige Maß an Geduld und Zuvorkommenheit jederzeit zu treffen wissen. Der Humor wird ihm dabei ein allezeit getreuer Begleiter sein und ihm über manche Mißhelligkeit hinaus Helfen

Allerlei.

Der Ausfall in Rußland fordert immer ernstere Beachtung. Ein Kenner der fürchtbaren Geißel und ihrer Gefahr für die südlichen Provinzen, der Geistliche Odingow, ist der Meinung, daß der Kampf gegen die Seuche jetzt noch mit Tausenden von Kubeln geführt werden könne, bald aber Millionen verschlingen werde. Nach seinen gewiß glaubhaften Mittheilungen sind die bisher ergriffenen Maßregeln ganz unzureichend. Zwar werden von Privatheilen Hospitäler eingerichtet; aber nur solche Personen finden dort Aufnahme, welche die Spuren der fürchterlichen Krankheit bereits offen an sich tragen. So lange dies nicht der Fall ist, weiß der Ausfällige sein Leiden zu verheimlichen. Manche verheirathen sich sogar, ja, es giebt unter den Ausfälligen solche, die in teuflischer Abfälligkeit die Ansteckung gesunder Personen herbeiführen. Ein Gewährsmann der „Kön. Volkszeitung“ führt zwei solcher Fälle an. In dem einen derselben steckte eine Ausfällige absichtlich die Kinder eines Kofalen an; in dem anderen reichte eine Ausfällige in gleicher entsetzlicher Absicht vorübergehenden Kindern Früchte aus ihrem Garten. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, wenn der Ausfall weiter um sich greift, und bei dem heutigen, allmählich auch Rußland erfassenden Verkehrsleben die Seuche in fern vom südlichen Herde gelegenen Punkten auftaucht und Verbreitung findet.

Die Einheilung einer Revolverkugel im Gesäen giebt dem Geheimen Sanitätsrath Dr. Finke, dirigirendem Arzte des Salvator-Krankenhauses in Halberstadt, Veranlassung zu einer interessanten Mittheilung in der letzten Nummer der „Deutschen medicin. Wochenschrift“. Ein 15jähriger Musiterlehrling aus Magdeburg erhielt beim Besichtigen eines Revolvers, welchen ein Anderer dem neugierigen Kameraden vorzeigte, einen Schuß mit einer Kugel in die Stirn. Der Getroffene fiel hintenüber, schlug mit dem Hinterkopf auf die scharfe Kante eines an der Erde liegenden Wagentrades und erlitt dadurch noch eine bis auf den Knochen gehende Hautwunde. Er blieb besinnungslos liegen und wurde einige Stunden darauf in das Krankenhaus geschafft, wo man die Schugwunde säuberte und verband; die Wunde am Hinterkopf wurde vernäht. Der Patient mußte mehrere Wochen lang ruhig auf dem Rücken liegen bleiben, damit die in der Schädelbede befindliche Kugel eingekapselt werden könnte. Am vierten Tage fing der Kranke bereits an, wieder selbstständige Nahrung zu sich zu nehmen; die Besinnlichkeit und die Fähigkeit, zusammenhängend zu sprechen, kehrten von Tag zu Tag mehr zurück, und da keinerlei Lähmungserscheinungen oder Krämpfe auftraten, so durfte der Patient in der vierten Woche das Bett verlassen und umhergehen. Acht Wochen nach erlittener Verletzung konnte er als geheilt entlassen werden. Dieser Fall also gehört zu den wenigen, in welchen eine Kugel nach größerer Durchdringung des Gehirns, ohne irgend welche Störungen zu verursachen, eingekapselt ist. Der Kranke hat auch später in seinem Musiterberuf, welcher ihn sogar als Maatbauhölz bis in die ostasiatischen Gewässer führte, niemals irgend welche Beschwerden von seiner so glücklich eingekapselten Kugel gehabt, er trägt dieselbe noch jetzt munter und vergnügt in seinem Hirnkasten mit herum.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walther Gebensleben.

Ein gleich günstiges Resultat weiß Professor Hahn vom Krankenhaus am Friedrichshain von einem 17jährigen Hausdiener zu berichten, welcher im vorigen Jahre aus Unvorsichtigkeit von einem Freunde einen Revolvererschuß in den Kopf erhalten hatte. Auch hier heilte die Kugel ein, freilich nicht ohne mehrere Wochen lange schwere Störungen zu machen, welche sogar zur Aufweilung des Schädelbuchs führten. Die Kugel wurde indeffen nicht gefunden und der Patient genas schließlich doch noch.

Zwei niedliche Geschichten aus Oberschlesien erzählt die Breslauer Zeitung. Bei Gelegenheit des letzten Konzertes des Gesangsvereins „Niederkrantz“ in Gleiwitz hatte sich ein fröhlicher Sangesbruder den Scherz gemacht, eine deutsche Reichspostkarte folgenden Inhalts in einen Postbriefkasten zu werfen: „An Jupiter Pluto im Himmel. Der Gesangsverein „Niederkrantz“ bittet heute Abend um schönes Wetter!“ Nach einigen Tagen kam diese Postkarte an den Verein zurück mit folgendem Vermerk: „Unbestellbar, da Briefträger, die diese Tour zu bestellen haben, gewöhnlich nicht mehr zurückkehren. Sielen, Landbriefträger.“ Die zweite Geschichte hat sich in Mysłowiz zugetragen. Dort kam ein Brautpaar mit den Trauzeugen auf das Standesamt, um sich trauen zu lassen, mußte aber zu seinem Leidwesen erfahren, daß das Aufgebot erst in drei Tagen fällig sein werde und erst dann die Eheschließung vollzogen werden könne. Der Standesbeamte war unerbittlich und erklärte dem betrahlustigen Paare, daß alles Lamentiren nichts nütze, das Gesetz kenne in dieser Hinsicht keine Ausnahmen. Da nun aber schon alle Vorbereitungen für den Hochzeitschmaus getroffen waren und sich die geladenen Gäste auch eingefunden hatten, so wurde die Hochzeit auch ohne Trauung gefeiert. Als jedoch in heiterer Weinlaune der Bräutigam mit seiner Braut in Streit gerieth, welcher in Thätlichkeiten auszuarten drohte, wollte die Letztere von einer Verheirathung nichts mehr wissen, weil voraussichtlich die Ehe keine glückliche sein werde, und das Verhältniß ging aus dem Leime. Tags darauf holte sich die Braut beim Standesbeamten ihre Papiere und sprach demselben noch ihren Dank aus, daß es so gekommen war.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Die Reiselust beginnt sich zu regen. Wer seine Ruhe den Naturschönheiten des engeren Vaterlandes widmet, wird sich von den landschaftlichen Reizen der Sächsischen Schweiz immer wieder angezogen fühlen diesen Reisenden empfehlen wir zu neuen genussreichen Touren auf's Wärmste den sehr brauchbaren, praktischen **Wegweiser durch Dresden und die Sächsische Schweiz**, („Meyers Reisebücher“, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Roth kartonirt. Preis 2 Mk.) Das Buch erscheint innerhalb der kurzen Zeit seines Bestehens soeben in vierter, neubearbeiteter Auflage, ein Beweis, daß sich die Anlage dieses Führers durchaus bewährt hat. Kein Wunder auch, denn das Buch erfreut sich der Bearbeitung von Seiten eines der ausgezeichnetsten Kenner jenes Gebietes, des Professors Dr. Oskar Lehmann in Dresden, z. Bt. Vorsitzender des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz, dessen Arbeit auf langjähriger eigener Anschauung beruht und dadurch ihre Zuverlässigkeit gewährleistet. Ein Hauptvorzug des Meyerschen Führers ist unbedingt der, daß das Buch die richtige Mitte zwischen allzu großer, breiter Ausführlichkeit und einem dürren Wegweiser hält und durch geschickte übersichtliche Anordnung des Stoffes eine schnelle Orientirung ermöglicht. Die Reihe hübscher Spezialkarten, die auch dem allein wandernden Touristen jede persönliche Führung entbehrlich macht, ist durch die Beigabe eines Planes von Schandau und einer Karte der Umgebung von Königstein und Lilienstein bereichert worden.

Das soeben erschienene 6. Heft der „Gartenlaube“ bringt, wie seine Vorgänger, eine Anzahl sehr interessanter und zeitgemäßer Artikel. Vor Allem möchten wir weitere Kreise unserer Leser auf eine sehr lehrreiche Abhandlung von F. Luthmer: „Vor der Berufswahl, Warnungen und Rathschläge für unsere Großen. Das Kunstgewerbe“ hinweisen. Der erfahrene Verfasser giebt in ihr die Mittel und Wege an, auf welchen begabte junge Leute am zweckmäßigsten eine kunstgewerbliche Ausbildung erreichen können. Auf diesem Gebiete wird bei der Berufswahl sehr häufig gefehlt und unglückliche Lebensverhältnisse sind Folgen derartiger Irrthümer. Die Abhandlung Luthmers ist wohl geeignet, viele Familien vor solchen bitteren Enttäuschungen zu bewahren. Von anderen Artikeln, die mit sehr schönen Illustrationen geschmückt sind, heben wir noch folgende hervor: „Anhalt's Schlösser“ von Prof. Dr. Rittner Pfänner zu Thal; „Karl Goldmark und seine Oper „Das Heimchen am Herd“ von H. Heuberger; „Die Wiener Kongressausstellung“ von Ludwig Hevesi; „Werththätige Nächstenliebe in Amerika“ von Helene Bonfort; „In der Heimat der Summilane“ von M. Hagenau und eine zeitgemäße Skizze „Die Seltte der Babis in Perien“. Der Roman „Fata Morgana“ von E. Werner wird im nächsten Heft zum Abschluß gelangen; für dasselbe kündigt die „Gartenlaube“ einen neuen Hochlandroman von Ludwig Ganghofer unter dem Titel „Der laufende Berg“ an.

Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.